

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 262 (1989)

Artikel: Ziss der Narr
Autor: Schärer, Gunther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655381>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GUNTHER SCHÄRER

Ziss der Narr

Erzählung

Mit drei Zeichnungen von Gres

«Er war klein und unansehnlich. Um die Wahrheit zu sagen: Er war sehr klein und – ja eigentlich – hässlich. Sie sehen es ja. Hier ist er etwa zwanzig oder fünfundzwanzig, wirklich, ein Zwerg.»

Der das sagte – halblaut wie zu sich selber –, sass neben mir im Zug nach Genf. Ich kannte mein Ziel, ob er das seine kannte, weiss ich nicht, weiss auch nicht, weshalb er Auskunft gab, da ich nichts gefragt hatte und keinen Anlass dazu hätte finden können. Bestimmt war es das Bild, eine bleich und braun gewordene Foto, die vor ihm lag, er hatte sie sicher nicht gesucht, er suchte anderes in den Papieren seiner zerschissenen Briefftasche: Notizzettel, vielleicht von Vorhaben, die längst erledigt waren, eine Rechnung, bezahlt oder nicht, eine Foto oder zwei, einen vielgelesenen Brief mit gebrochenen Falzen. Weil wir dicht nebeneinander sassen, fast Ellbogen an Ellbogen – der Zug war stark besetzt –, hatte ich einen Blick auf seine Habe getan, ohne es zu wollen.

Was er suchte, fand er offenbar nicht, doch schien ein Bedürfnis, sich mitzuteilen, erwacht zu sein. Er blickte kurz zu mir herüber, dann verstaute er mühsam die Tasche. Was er redete, kam über kaum bewegte Lippen, über denen ein Schnurrbart hing, oft mehr gezischt als gesprochen, doch das war es gerade, was mich scharf hinhören liess. Wie ich es später aneinanderreichte, soll hier erzählt sein.

Der Kleine auf dem braunen Bild hiess Fritz Bohner und kam aus dem Solothurner Jura, von der Sprachgrenze, wo das eine Dorf einen gutdeutschen Namen führt, das nächste aber bereits deren zwei, jenen und einen welschen, der erste nur noch von Alten gebraucht. Vater

Bohner hatte wenig übrig für die Nachbarn westlich gelegener Höfe. Nach seiner Meinung verstanden nur Leute seiner Sprache richtig zu bauern, die andern, die welschen, waren nicht ernst zu nehmen, ihre Misthaufen formlos und verzattert, ihre Tiere schmutzig. Bohner hatte bereits zwei Buben, als ein dritter zur Welt kam. Ihm war es recht: ein Bub mehr, ein Arbeiter mehr für später, wenn man nicht mehr so richtig mag. Ganz wie die andern sah das Fritzlein aus, schien ein kräftiger Bursche zu werden. Nach einigen Jahren zeigte es sich, dass er nicht weiterwuchs.

«Was ist mit dem Bub?» fragte Bohner Frau Lisbeth, «Mir scheint, er ist immer gleich gross.» Sie wusste es nicht, doch etwas später machte der Doktor sie aufhorchen. Fritz erreichte etwa die Grösse eines Sechsjährigen, dabei liess die Natur es bewenden, zum Kummer der Mutter, zum Ärger des Vaters. Was fängt ein Bauer mit einem solchen Wicht an? Zum Kühehüten reicht es vielleicht aus mit lauter freinen Tieren wie die Bohners. Also ein Esser, aber kein Helfer, keine Kraft.

Wenn die Mutter zu Besorgungen ins Tal gehen musste, nahm sie später den Kleinen nicht ungern mit. Er stelzte auf seinen krummgeratenen Beinen neben ihr, vor jeder Baumwurzel in Gefahr zu stolpern, dann holte sie sich seine Hand. So fühlte er sich behütet und sicher. In der Stadt aber war es, dass Mutter und Sohn sich verleiten liessen, den eben gastierenden Zirkus zu besuchen. Dort sah Fritz zum erstenmal eine Arena und erlebte, wie das Sägemehl unter Pferdehufen aufwirbelte. Als dann sogar ein buntgeschminkter zwerghafter Clown auftrat, fesselten seine Possen ihn stärker als das

Bewusstsein seines bisher stets abgesonderten Daseins. Er konnte nicht länger ruhig sitzen und schrie vor Lust. Vergessen war alles ausgestandene Schlimme seiner bisher fünfzehn durchlebten Jahre: das Spottgelächter der Schulkameraden, bevor sie ihn zum Spiel annahmen, die Neugier von Erwachsenen, die ihn nichts angingen, die zudringlichen Fragen an Vater oder Mutter, deren unbeachteter Ohrenzeuge er war. In dem Clown erkannte er den Artgenossen, der einen nützlichen Beruf ausübte und dabei die Zuschauer zum Lachen brachte, ihnen also Freude bereitete. Das schien ihm gut zu sein. Wenn schon verurteilt, als Zwerg unter Riesen zu leben, warum nicht als Spassmacher, der Gelächter aus solchen hervorzauberte, die, vielleicht müde, sorgenvoll oder geängstigt, Befreiung suchten. Seit jener Stunde unter dem Zirkuszelt war der Samen zu einem Entschluss in die Seele des Kleinen gelegt, er ahnte eine Zukunft, er sah sich an einer Arbeit, begann, an ein Leben mit gutem Auftrag zu glauben.

Es ist nicht bekannt, wie Fritz Bohner zum Zirkus kam. Ob er sich ein Herz nahm und sich melden ging, oder ob jemand ihn entdeckte: Eines Tages wurde er andern Artisten vorgestellt als künftiger Kollege, den man jetzt bereits verwenden konnte, wo er einer Aufgabe gewachsen war, der aber zugleich Lehrling der Kunst eines Clowns unter tüchtiger Führung sein sollte. Wenn in dem kleinen Burschen Begabung war, dann versprach er einiges dank seiner Gestalt, sagte der Direktor. Das war Herr Sternberg, sein Zirkus hiess Stern.

Fritz kam zur Erziehung in die Hände eines bereits hier zugehörigen Clowns, dessen Übermass und Dünne mehr erstaunlich als komisch wirkten, der aber doch über Fähigkeiten verfügte. Dass er kahl war, passte nicht übel zum Beruf und liess sich mit einem mächtigen Schnurrbart ausgleichen; dass er fast dreimal so alt war wie sein Schüler, ärgerte ihn. Er spielte den Wohlwollenden nicht übel. Er hiess kurzweg «der Lange».

Fritz lernte rasch, ahmte nach, machte es besser, übertraf den Lehrmeister, wurde auch

von Kollegen anderer Fächer, die zwar über Humor, nicht aber über eine komische Gestalt verfügten, auf Drolliges und Lächerliches aufmerksam gemacht, das ein Zwerg mit Geste und Mimik darstellen konnte. Man erkannte sein Talent, bald fehlte ihm nichts mehr als der Künstlername. Den fand der Lange, der über etwas Bildung, weiss Gott wo erworben, verfügte. «Name?» fragte der, als ihn der Direktor darauf aufmerksam machte, «Name? Nur einer passt: Narziss. Sie wissen schon.»

Direktor Sternberg lachte dröhnend. Das schien ihm ein hervorragender Witz. «Wenn er ihn annimmt und nicht etwa verletzt ist», erwog er.

«Verletzt?» – so der Lange – «Unmöglich. Er hat ja keine Ahnung.»

Die Dinge entwickelten sich aber so, dass der Kleine sehr bald die Gunst des Publikums erwarb dank seiner Gestalt und einer natürlichen Begabung, er wurde berühmt, es gab Leute, die seinetwegen in eine Vorstellung kamen. Fritz – jetzt besser: Narziss – begann seinen Beruf zu lieben: das sorgfältige Zurechtmachen für den Auftritt, auf den Plakaten und auch in der Zeitung mit Namen erwähnt zu sein. Im Gegensatz zum Langen, der schreiend bunte Kleider schätzte, überzeugt, dass sie eine Bedingung für erfolgreiche Clownerie seien, begehrte er die schlichtestmöglichen Gewänder, schäbige Ware mit grossen Flickern, einen verbeulten, vor Alter grünschimmernden Hut, dazu freilich giftgrüne Strümpfe, zwischen Hose und Stiefeln eine gute Strecke sichtbar. Er bedurfte keiner Faxen und Kapriolen, um komisch zu wirken, er war es, und die Leute lachten. Eine Handbewegung, ein Ruck des Kopfes, der blosser Schritt in seinem Entengang erzeugten Beifall. Und wenn die Leute unter dem Zeltdach über ihn lachten, lachte er herzlich mit, und seine Stimme jodelte aus der Masse heraus. So gewann er die Herzen der Zuschauer, vor allem der Kinder. Man klatschte bereits, wenn er sich zeigte, die Kinder jubelten.

Wer das nicht verstand und dem Zwerg verübelte, war der lange Lehrmeister. «Du wirst jeden Tag fauler», schalt er, «statt dass du



dein bisschen Talent entwickelst und deine Szenen aufbaust, stehst du nur da und lässt mich springen und fallen und stolpern und was dazu gehört. Du hast einen schönen Namen, den übrigens ich dir verschafft habe, und machst nichts daraus. Du bist kein Artist, du bist eine taube Nuss.»

«Es gefällt den Leuten», erwiderte Narziss, «sie klatschen.» Der Lange ruckte die Schultern und liess ihn stehen.

Im Zirkus haben die Artisten bescheidener Ränge sich nützlich zu machen, wo es nötig ist, nur die Frauen gehen leer aus. Narziss wurde nebenbei Pferdewärter, als man bemerkt hatte, wie furchtlos er sich zwischen den Tieren bewegte. Er ging sie von hinten an, lief unter ihren Leibern durch und klatschte selbst den nervösen Arabern auf die Kruppe. Er war ja ein Bauernbub gewesen, er liebte die Tiere, die Pferde besonders. Man zimmerte ihm einen

hohen Tritt, damit er zum Rücken der Pferde hinaufreichen konnte, wenn er sie bürstete und dabei mit ihnen redete in einem Kauderwelsch, das kein Horcher verstand, der Rosssprache eben. Wie sollte er nicht glücklich sein? Die Tiere mochten ihn, er mochte sie, er mochte alle, die Kollegen, die Arbeiter, den Herrn Direktor, die berühmten Gastspieler, die eine einzige Saison mitmachten, er liebte den Geruch nach Pferden und wilden Tieren und nach Stall und nassem Stroh.

Bis zum Tage, da die Kunstreiterin herzukam, die neue Kunstreiterin. Sie nannte sich Eva-Maria, man sagte, sie stamme aus Norwegen, wo die hellen Pferde und die hellhaarigen Frauen zu Hause sind, sie war eine schlanke, gutgewachsene junge Frau, von Gestalt ein Mädchen eher, mit einem blonden, nahezu weissen Haarschopf und den blauen Augen, denen jeder, den sie anlächelte, alles zuliebe tat. Man konnte nicht anders. Sie lachte tief und kicherte hoch, sie war unnahbar, einen plumpen Scherz zu wagen, erlaubte sich keiner der vielen, die sie entzückte. Sie spielte eine schöne und gewagte Nummer mit der schneeweissen Stute Pia, beschwingt und elegant, wie vor ihr es keine gekonnt. Sie trug dazu weisse Seide, hier und dort mit etwas Silber geschmückt. Ein bezauberndes Wesen, eine Elfe, die sich darüber zu wundern schien, dass es ihr unter Zirkusleuten gefiel, die sie mit ihrer Gegenwart beschenkte.

Sie entdeckte Narziss, den Rossknecht, und machte ihn zu ihrem Diener. Er hatte das gesattelte Pferd an der langen Leine in die Arena zu führen und in Trab zu bringen, was eigentlich überflüssig war, denn das geschulte Tier kannte seine Aufgabe. Narziss brauchte nur einige Laufschriffe mitzuhumpeln, dann konnte er die Leine bereits einziehen und dazu übergehen, dem Trab den Rhythmus zu klatschen. Dabei hatte er sich aber zur zweiten Aufgabe bereitzustellen, nämlich den eigenen breiten Rücken hinzuhalten, über den die Künstlerin auf das Pferd sprang, kaum dass sie ihn berührte. Jetzt sollte der Zwerg abtreten. Ganz am Ende der Nummer kam noch sein zweiter Auftritt. Wenn die Reiterin vom Sattel ge-

sprungen war und zur Mitte der Arena tänzelte, sollte Narziss dem Pferd die Leine wie ein Lasso um den Hals werfen und es hinausführen. Dabei war es gleichgültig, ob der Wurf gelang oder nicht, Pia kannte ihre Aufgabe. Er meisterte aber seinen Auftrag tadellos, nie hatte die schöne Eva-Maria einen zuverlässigeren Schemel unter den Füßen gehabt, den sie übrigens nicht mehr beachtete. Sie kannte nicht mal seinen Namen.

Zu jener Zeit änderte sich übrigens dieser ohne sein Dazutun. Durch den Eingriff eines Setzers, der gescheit sein wollte als der Verfasser der Vorlage, figurierte er auf dem neuen Plakat als Narr Ziss. Der Name haftete augenblicklich, er war anspruchslos und liess sich rufen: Du, Ziss! Hör, Ziss! Narziss war es recht.

Er war jung und hatte Blut in den Adern. Beim ersten Blick hatte er sich in die Kunstreiterin verliebt, die so zwiefach seine Herrin wurde. War sie in der Arena, brachte er seine Augen nicht von ihr los. Er stellte sich hinter einen Mast oder in die Falten eines Vorhangs, schaute und erlebte das drängende Gefühl im Wachstum der Liebe, die sich aus der Verliebttheit schälte. Er hatte das nie erfahren und war ihm willenlos ausgeliefert. Sprang sie leichtfüssig über seine Schulter auf den Sattel, durchfuhr ihn ein schmerzhafter süsser Strahl, den er von Mal zu Mal sehnsüchtiger zu erleben begehrte, obwohl er fast zusammenbrach. Das Feuer seiner Brust war so stark, dass es sich nicht verbergen liess. Der Lange deutete die Anzeichen zuerst. Er konnte nicht schweigen, weil es ihn belustigte, er machte andere auf den Zustand von Narziss aufmerksam, er stachelte den Kleinen mit anzüglichen Bemerkungen erst zu Widerstand auf, dann zum hilflosen Geständnis. Daraus leitete er das Recht ab, darüber zu reden.

Begnügte er sich vorerst mit gelegentlichen, gespielt lüsternen Hinweisen auf die sichtbaren Vorzüge der Reiterin, dabei aber doch Ziss stets den Vorrang des Entdeckers einräumend, schnalzte dabei auch mit der Zunge zu Qual und Wut des Liebenden, so wurde er rasch deutlicher und sagte Narziss auf den Kopf zu,

was dieser sich nicht auszudenken wagte. «Du möchtest sie, gell», hänselte er, oder: «Ein Jammer, dass du so klein geraten bist, es wird nicht ausreichen», auch höhnisch: «Stell dir bloss vor...», worauf Narziss keine andere Wahl hatte, als davonzulaufen. Etwas später ging der Lange dazu über, den bekümmerten, aber mit Frauen erfahrenen Berater zu spielen. So, schüttelte er traurig den Kopf, so gebe es für Narziss keinen Weg in die Gunst der schönen Eva-Maria. Solange sie nämlich über soviel Sicherheit verfüge, beachte sie ihn nicht. Eben diese müsste ihr verlorengehen, damit sie von ihrem hohen Ross herunterkäme und froh wäre, sich trösten zu lassen. Da müsste einer bloss bereitstehen. Wozu Narziss mit schmerzverzogenem Gesicht nickte wie einer, dem man eine offene Wunde anrührt. Der Lange genoss solche Wirkung und hieb wieder und wieder in dieselbe Kerbe. Der reine Unsinn, dachte er dabei und sagte es, wenn einer es hören wollte, wie kann ein Erdwurm einen Schmetterling lieben. Narziss aber geriet immer tiefer in das Elend unerfüllter Liebe, er ass nicht mehr, er schlief nicht mehr, er war krank vor Sehnsucht und nur glücklich, wenn er zusehen durfte, wie sie spielerisch-bewegt über der weissen Stute schwebte.

«Sie müsste einmal stürzen», bemerkte der Lange, wobei Narziss entsetzt die Hände hob. Nur einmal, dann hätte sie ihre verdammte Sicherheit schon verloren. Ob er das nicht verstehe. Ein Sturz vom Pferd, ein harmloser nur, ein Ausrutscher, eine Unsicherheit genüge.

«Sie ist so sicher», wandte der Zwerg ein.

Dem wäre abzuhelfen, meinte der Lehrmeister. Wenn einer ein Ziel vor sich sehe, sich und einem geliebten Wesen zum Glück zu verhelfen, dann komme ihm auch der Mut zur scheinbar bösen Tat mit dem guten Kern. Da liess Narziss ihn wieder einmal stehen, machte sich ins Freie, steckte sich eine Zigarette in den Mund. Er rauchte viel in letzter Zeit, die starken französischen Zigaretten.

«Wenn du sie herunterholst und bescheiden machst, leistest du ihr sogar einen Dienst», fuhr der Verführer bei nächster Gelegenheit fort. «Wie alt ist sie denn? Fünfundzwanzig





höchstens, da ist sie nicht voll entwickelt, künstlerisch meine ich. Später einmal, wenn sie reifer geworden ist, wird sie dir danken. Für den Sturz, der sie zur Einsicht gezwungen hat. So viel Selbstsicherheit ist doch Stillstand.»

Und dann kam es, das mit der Schmierseife. Er, Narziss, kenne die Stelle genau, wo sie aufsetze nach dem Sprung auf den Sattel. Oder ob das lebendige Sprungbrett etwa nicht hinzuschauen gewagt habe? Also. Es brauche nicht viel, eine Handvoll am richtigen Ort, das genüge. Auch werde sie nicht gefährlich fallen, sie gleite vielmehr über den Hinterteil des Tieres hinab und werde sich wahrscheinlich sogar auffangen am Boden. Die Hauptsache aber, der verfehlte Sprung, sei geschehen, und er, Ziss, werde sie trösten dürfen. Wahrscheinlich werde sie heulen. Jedenfalls zuerst. Das Lachen komme dann später.

Wieder lief der Zwerg davon. Tief in die

Lunge zog er den Rauch der Zigarette, er keuchte und hustete. Hob den Kopf und sah auf einmal die Herbstfarben der Platanen rund um den Zeltplatz. Herbst ist Abschied.

Tage vergingen. Man sprach nicht mehr von der Sache. Doch eines Abends, eben als Ziss zu den Stallungen zu gehen hatte, wo der Bur-sche den grossen Sattel gesetzt und die Gurten straffgezogen hatte, Narziss aber von seinem Steg aus die letzte Kontrolle vollzog, reichte der Lange ihm eine weisse Tasse mit abgebrochenem Henkel: «Da», sagte er, «da hast du, was du brauchst», und Ziss erkannte mit einem Blick die honigfarbene Schmiere und griff danach. Das Zittern kam erst nachher, als er sich dem Tier näherte, das seinen Kopf ihm zuwendete. Da aber drückte er seine Stirn in das Fell der hellen Flanke und stöhnte: «Nein, Pia, das machen wir nicht», und schleuderte die Schale weit fort ins Stroh. Der Lange wartete umsonst auf das Ereignis des Abends. Die Stute trabte an der langen Leine, die Reiterin betrat mit federndem Gang die Arena, lief zur Mitte und verneigte sich strahlend in jeder Richtung in den rauschenden Begrüssungs-applaus, eilte gegen den Zwerg, der breitbeinig mit eingezogenem Kopf dastand, und erreichte auf federnden Füßen den Sattel. Es folgten ihre Tänze, die Sprünge durch den Reifen, die Pirouetten, der Stand auf den Händen, der wilde Ritt im Damensitz, die Hände in der wehenden Mähne, alles wie immer. Das Publikum klatschte, klatschte lange, die Reiterin musste wieder und wieder nach vorn und sich bedanken, Kuschhände werfen.

Im Wohnwagen, dessen Schlaftteil er mit Narziss teilte, stand der Lange und kaute am Schnurrbart. Er hat es nicht gewagt, redete er vor sich hin, ich hätte es mir denken können, kein Mut, kein Mann, ein Zwerg, ein armseliger.

Plötzlich stand er da, der Zwerg, den Kopf vorgestreckt, mit glühenden Augen, in der Hand den Revolver. «Teufel!» sagte er mit verbissenem Mund, «du Teufel, du verfluchter...» und hob die Waffe.

Wenn der Lange erschrak, so zeigte er es nicht. Er tat einen Schritt und streckte die

Hand aus. «Mach keine Dummheiten, Ziss», sagte er streng, «das kannst du nicht tun, das kann einer wie du nicht. Gib schon her.» Und nahm ihm die Waffe einfach aus der Hand. Narziss aber stolperte aus dem Wagen, fast wäre er die Treppe hinabgefallen, ein Schluchzen würgte ihn, das er nicht hervorbrachte, das ihn hätte befreien können. Er rannte in die Nacht hinaus.

Man hat ihn nicht mehr gesehen, freilich auch nicht nachgeforscht. Ob er in einem andern Zirkus unterkam oder sich einer wandernden Variétégruppe anschloss, vermutlich jenseits der Grenze, das wusste man nicht. Er blieb verschwunden. Die Tänzerin machte dem Direktor eine Szene, sie vermisste den Schemel.

Der Zug fuhr in den Bahnhof von Lausanne ein. Der Banknachbar erhob sich und griff nach einer Wachstuchtasche im Gepäcknetz. «Da wäre ich denn», sagte er, «gute Reise noch.» Unglaublich, wie gross der Mann war, wie hager auch. Er musste wenigstens zwei Meter messen, überlegte ich, verglichen mit meinen eins sechsundsiebzig.

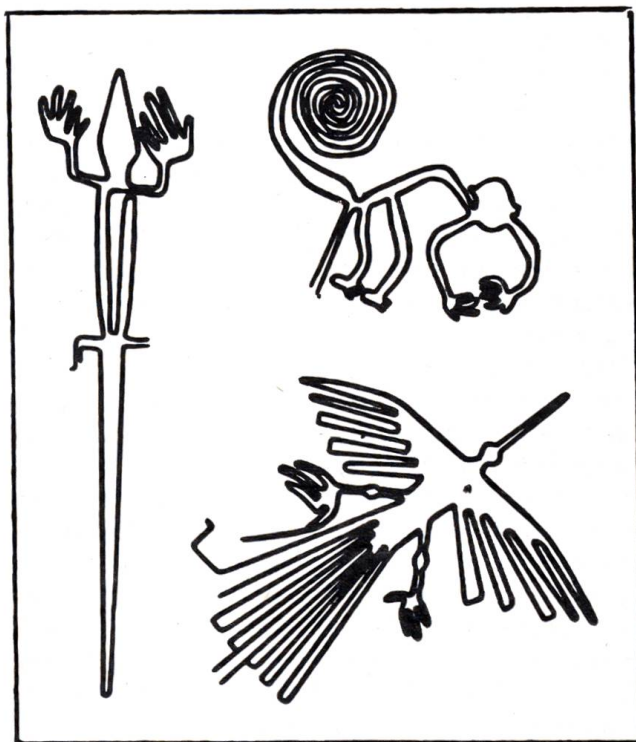
ANEKDOTE

Der amerikanische Kardinal Francis Joseph Spellmann (1889–1967) kam einmal bei einem Bankett neben eine berühmte Filmschauspielerin zu sitzen, die ein ungewöhnlich tief ausgeschnittenes Kleid trug. Als man beim Nachschisch angelangt war, wurden Früchte angeboten. Die Filmdiva griff nach einem schönen Apfel. «Meine Gnädigste», wandte sich jetzt der weltberühmte Kirchenfürst an seine Tischnachbarin, «keineswegs dürfen Sie den Apfel essen!» – «Eminenz, und warum nicht?» erkundigte sich die Schauspielerin mit spöttischem Unterton. – «Ganz einfach», erklärte Kardinal Spellmann die Fragerin auf, «weil in der Bibel zu lesen steht, als Eva den Apfel gegessen hatte, wurde sie gewahr, dass sie nackt war!»

EMANUEL RIGGENBACH

Die geheimnisvollen Scharrbilder

Verhältnismässig spät, erst im Jahre 1939, hat man von den Erd- oder Scharrbildern auf den trockenen Hochflächen Perus so richtig Kenntnis genommen. Es war Professor Paul Kosok, der bei einem Flug über die Pampa von San José auf einem Gebiet von 500 Quadratkilometern eigenartige, oft sehr lange Linien, Kurven, Spiralen und Darstellungen von Tieren und menschenähnlichen Gestalten in der Erde eingeschart entdeckte. Die nähere



Einige der zahlreichen Scharrbilder, auch «Geoglyphen» genannt, die bis zu 300 Meter Länge messen. Viel ist über ihren Sinn und Zweck schon gerätselt worden.